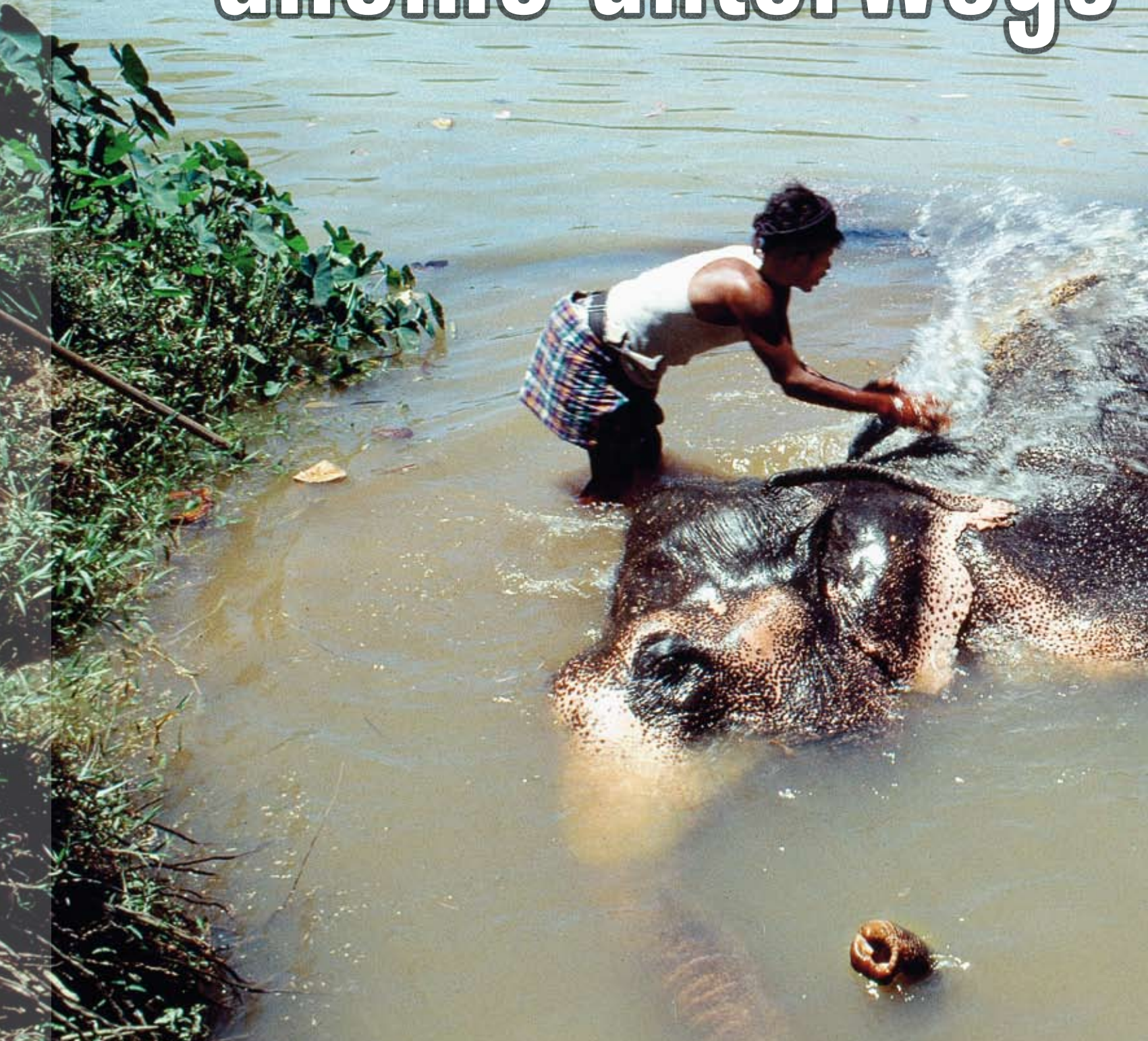


# Vom Glück und alleine unterwegs



# der Anstrengung zu sein

Wenn eine 23-jährige Frau zum ersten Mal und solo zu einer grossen Reise aufbricht, ist dies an sich schon eine ganz besondere Erfahrung. Wenn die Reise dann aber gleich ins anspruchsvolle, so andere Indien führt, kann schon mal das eigene Weltbild ins Wanken geraten und das Unterwegssein zu einer Achterbahnfahrt der Gefühle werden. Jeannine Keller hat den Schritt ins Unbekannte gewagt und berichtet von einer faszinierenden Reise durch ein Land, das durch seine Schönheit besticht, aber auch aufwühlt, betroffen macht und jede Menge neue Einsichten bereithält.

**Von Jeannine Keller**



**Bananenvielfalt** Dick und grün zum Kochen oder klein und süß zum sofort Geniessen.

**D**ies wird meine erste grosse Reise, alleine, sechs Wochen lang, rund 7500 Kilometer südostwärts, der Heimat fünf Stunden voraus. Niemand sagt, flieg nicht, das ist Schwachsinn, alle nehmen es zur Kenntnis. Ich auch. Vor dem Abflug flattert mein Herz, ich bin nervös, versuche keine beunruhigenden Gedanken zuzulassen, mich auf meine Atmung zu konzentrieren, um das mulmige Gefühl im Magen zu vergessen.

Stunden später befinde ich mich im Getümmel des Flughafens von Mumbai. Heissfeuchte Luft schlägt mir um zwei Uhr nachts entgegen, als ich aus dem Flugzeug steige. Planlos stehe ich mich an der Menschenmasse am Ausgang vorbei, ignoriere das Schreien und Winken der Schlepper. Das Bild ist surreal, weil ich es nicht kenne und weil ich erschöpft bin, noch immer weit weg, gar nicht hier. Etwas entfernt vom Hauptgeschehen vertraue ich mich einem Flughafenaufseher an, der mich zu einem Taxi führt. Wir fahren ins nächste Hotel, bloss ein paar Kilometer ausserhalb, nicht weit vom Flughafen, denn bereits in ein paar Stunden fliege ich weiter in den Süden. Ich habe Glück, die Leute im Hotel meinen es gut mit mir, ich brauche nicht zu fauchen, mich nicht anzustrengen, kann ruhen, zu mehr wäre ich auch nicht fähig jetzt. Morgens um zehn wird mich jemand wecken. Die Bordkarte organisiert das Hotel, damit ich nicht bereits um acht Uhr am Flughafen sein muss. Den Pass und das Ticket soll ich deshalb an der Rezeption deponieren. Mein Verstand noch in der Schweiz, mache ich, um was ich gebeten werde.

Im Zimmer falle ich sogleich aufs weiche Bett und versinke in einen tiefen Schlaf, bis es an der Türe klopft. Eine männliche Stimme will mir weismachen, dass er mir meinen Pass bringt, dies um vier Uhr morgens! Ich zische, er solle verschwinden, will ihm klar machen, dass ich auf den faulen Trick nicht hereinfalle, dass mein Ticket an der Rezeption bereitliege. Minutenlanger Wortwechsel, bis ich mich umdrehe und weiterschlafe, die eindringlichen Worte sich in meinem Traum verlieren. Nur kurz, nach einer Stunde versucht es der Clown nochmals. Ich frage nach seinem Namen, den er mir nicht nennen will, nur immer wieder «Lady, open the door, your passport, your ticket». Irgendwann sieht er ein, dass ich die dünne Türe, die ihn von mir trennt, nicht öffnen werde. Am nächsten Morgen will niemand etwas von dem Vorfall wissen, doch der Pass, das Ticket und die Bordkarte liegen bereit im Hotelsafe.

**Indien tickt anderes** Weiterflug nach Thiruvananthapuram ins südindische Kerala. Die Stadt ist laut, staubig, und viel zu viele Leute wollen meine Aufmerksamkeit.

Die ersten Tage in Indien sind anstrengend. Ich stehe neben mir, bin aufgewühlt, weiss noch

nicht, wie Indien tickt. Nur eines ist klar: Da ist nichts, was ich mit bisherigen Erfahrungen abgleichen könnte. Wie verhalte ich mich in dieser um hundertachtzig Grad gedrehten Welt, was ertrage ich, wie nah traue ich mich an die Fremde heran, wie nah kann mir die Fremde kommen?

Ich lasse die laute Stadt fürs Erste hinter mir und flüchte nach Kovalam. Das Meer, die Weite beruhigt mich. Unter dem Ventilator, der friedlich und unermüdlich über mir summt und eine erfrischende Brise zu mir runterweht, döse ich vor mich hin und komme langsam in Indien an. Aus dem Garten höre ich eine Frau singen und Kinder herumtollen. Ich spaziere dem Strand entlang, beobachte Gruppen von jungen Indern in blütenweissen, hochgeschlossenen, faltenglatt gebügelten Hemden, die verstohlene Blicke auf die knapp bekleideten, bleichen Körper der Touristen werfen.

Vier Tage vergehen, bis meine Seele mich einholt und ich mich auf den Weg traue. Zusammen mit einer Handvoll Schüler und Arbeiter, alle mit einem endlosen Strahlen auf ihren bronzefarbenen Gesichtern, besteige ich einen arg von Rost und Schwindel befallenen Bus. Nach und nach verabschieden sich die wenigen Mitfahrer, hüpfen auf die Strasse, kehren zurück in ihre Dörfer oder auf die Gummipflanzungen. Mit beschwingtem Tempo unter den Rädern und beängstigendem Abgrund am Strassenrand überstehe ich gelassen 22 steile Haarnadelkurven, die mich für eine Nacht in die Cardamom Hills führen.

Ein Morgen wie aus einem Märchen erwacht nach dieser ersten kühlen Nacht. Der Nebel lichtet sich, eine atemberaubende Landschaft breitet sich vor mir aus, von dichtem Dschungel bewachsene, bläulichgrüne Hügel so weit das Auge reicht. Vögel zwitschern leise, und die Sonne

«Lady, open the door, your passport, your ticket».

wirft scheu die ersten lichtweissen Strahlen auf die Erde. Endlich fühle ich mich angekommen, atme eine frische, klare Luft ein, meine Lungen und mein Geist weiten sich.

Abstecher nach Ponnudi. Mit einer Rikscha holpere ich dem Reich der sattgrünen Teeplantagen entlang. In Gewürzgärten sehe ich wie Kardamom wächst, Muskatnusshäute liegen pink leuchtend zum Trocknen am Strassenrand, daneben Pfefferberge, Nelkenhaufen und frisch geerntete Curryblätter.

In der folgenden Nacht werde ich durch lautes Affengezänk früh geweckt, lange bevor die ersten Mantras aus den Tempellautsprechern erschallen. Zurück an der Küste in Kollam fin-



**Jeannine auf dem Hanuman Hill in Hampi** Auch heilige Affen mögen Erdnüsse.

**Über den Fluss** Ein schmaler Einbaum dient als Fähre für Mensch, Velo und Waren.

de ich ein Zimmer mit fabelhafter Aussicht über das vom Abendlicht rosa schimmernde Wasser und den geschäftigen Busbahnhof.

**Bootsfahrt durch die Idylle** Früh mache ich mich am nächsten Morgen auf zum Hafen, besteige das Boot, in dem wir durch die Backwaters nach Alleppey schipperrn. Lee Hu Kuong, ein

Tourist aus Singapur, erklärt mir seine Kamera. Ich höre wenig interessiert zu, lasse meine Augen über das Ufer gleiten, sehe kleine

Dörfer, vereinzelte Häuser, aus Lehm und Kuhdung zusammengepappt, Kühe, Entenschwärme, viele Kokospalmen. Frauen in bunten Saris, die waschen oder Kokospalmenstämme schälen. Kinder, die herumtollen oder mithelfen beim Schilf Zusammentragen. Und Kirchen, immer wieder. Gross und farbig tauchen sie zwischen den schiefen Hüttchen auf. Prunk für Gott und Gottes Sohn, zwei Schalen Reis pro Tag für die indischen Töchter und Söhne. Glücklicherweise sehen wir auch einige Schulen voller Kinder.

Ankunft in Alleppey, es stinkt erbärmlich, und die braunen, trüben Backwaters werden hier zum stehenden, dickflüssigen Etwas. Ausnahmslos alles, was weg muss und nicht als Grünabfall



auf der Strasse landet, wo es von Kühen, Hunden und Ziegen verschlungen wird, wird ins Wasser geworfen.

Andreas und Ingrid, Bootsbekanntschaften, nehmen sich mir an. Das ostdeutsche Pärchen ist Indien verfallen, sie kommen zum siebten Mal hierher. Zu Hause leben sie in einer kleinen Zwei-Zimmer-Wohnung, Andreas arbeitet Schicht, nachts, Ingrid tags als Lehrerin. Beide sind schlecht bezahlt, Zeit füreinander haben sie wenig. Das wenige Geld, das Ende Monat übrig bleibt, investieren sie in diese Reisen. Vier Wochen Indien versöhnen sie immer wieder mit diesem Umstand. Das ist ihre Art von Freiheit. Dieses Jahr bereisen sie keine neuen Orte, zu viele Freunde wollen besucht werden, auf jedes einzelne Wiedersehen freuen sie sich. Das nächste Mal, wenn sie zurückkommen, wenn sie wieder ein paar Jahre gespart haben, wollen sie heiraten, hier, in Indien, näher an ihren Herzen.

Wir drei schlendern über den Markt, tauchen ein ins bunte

Treiben. Tausend neue Eindrücke drängen sich mir auf: Säcke, prall voll mit Gewürzen, saftige, leuchtende Früchte, Frittiertes hängt aufgefädelt an Holzkarren und knallbunte Süßspeisen liegen aus. Unzählige Dinge, die ich noch nie gesehen habe, wechseln den Besitzer.

In der Zwischenzeit hat mich das Reisen gepackt. Zeit, um nachzudenken und die neuen Eindrücke zu verarbeiten, habe ich wenig. Bin ich in meinem kleinen stickigen Zimmer irgendwo inmitten des lauten indischen Lebens angekommen, bin ich ordentlich erledigt. Weder mein Körper noch mein Hirn sind in die-

**Teeplückerinnen** Weite Teeplantagen zieren die Bergwelt Keralas. Nur die frisch getriebenen jungen Blätter werden gepflückt.

sen Stunden des allabendlichen Ankommens zu übermässiger Aktion fähig. Alles Nötige lässt sich gerade so erledigen und die fünf obligaten Fragen: Wie heisst du? Woher kommst du? Wie alt bist du? Was arbeitest du? Bist du verheiratet? kann ich meist lächelnd und in einem Zug beantworten. Ich lerne bald: Verheiratete Frauen haben es reisetechisch leichter. Grundsätzlich bin ich also verlobt. Meinen Verlobten treffe ich übermorgen wieder, er hat «noch Business zu erledigen». Die Heirat ist bereits geplant, Kinder natürlich auch. Die ganze (Gross-)Familie lebt lustig und bei guter Gesundheit unter einem Dach. Mein «Verlobungsring» lässt auch noch den letzten Zweifler anerkennend nicken. Nach und nach lege ich mir also ein paar Ausreden

zu Tag verschmelze ich nun ein winziges Stückchen mehr mit diesem Leben, werde jeden Tag ein bisschen einverständener, fühle mich jeden Tag ein bisschen weniger fremd, ein bisschen gelöster und beweglicher im unbeirraren Strom dieses Durcheinanders.

#### **Da flüchten selbst Elefanten und Tiger**

Von Aleppey fahre ich nach Kottayam, dann weiter östlich in die Hügel nach Kumily ins Periyar Wildlife Sanctuary. Hier bin ich wieder Schweizerin, will einem Wandervolk angehören, jenen Menschen, die ohne Umstände über Berge klettern und ohne mit der Wimper zu zucken auf einem Baumstamm über einen rauschenden Bach balancieren. Nichts davon tritt ein, der angekündigte Tagestreck im Park entpuppt sich als Halbtages-Spaziergang. Ich registriere, dass der Rest der müden Truppe, eine Inderin und ihre Tochter, sportlich schlank, mit blitzend weissen Reebok-Sneakers an den Füßen, und das ältere englische Ehepaar, gar nicht mal so betrübt sind über diese Tatsache.

Amrit, unser Wildlife-Kenner in kakigrüner Uniform, bemüht sich, aus jedem Gehölz und Grünzeugs, das auch nur ansatzweise im Weg ist, mit seiner Machete schwungvoll Kleinholz zu produzieren. Ich bin mir nicht sicher, ob all die vielen wilden Tiere, die angeblich gestern noch gesichtet wurden, vor Schreck ob der blendend weissen Schuhe oder des unermüdlichen Amrits abhauen. Wir bekommen jedenfalls weder Elefanten noch Tiger zu Gesicht. Eine kleine, harmlose Schlange und zwei friedliche Sambars in weiter Distanz sind die ganze Ausbeute dieses Ausflugs.

**Indien heisst auch, jederzeit für alles bereit zu sein.**

und Notlügen zu, um mir ein paar unbehelligte Momente zu erschleichen, ein wenig Ruhe vor so vielen «Freunden».

Indien heisst auch, jederzeit für alles bereit zu sein. Indien fordert und bedrängt, schenkt und berührt. Und irgendwann inmitten all dem Chaos spüre ich mich plötzlich, merke, dass mich all dies näher zu mir bringt, mich klarer macht. Ich muss Vorstellungen fallen lassen, bewusster meiner Intuition gehorchen, einem Bauchgefühl, einer leisen Sinneswahrnehmung, denn oft ist die Situation zu wirr und zu rasant, um auf Anhieb rational erfasst werden zu können. Von Tag



Mein guter Wille wird strapaziert, bin ich doch auf körperliche Betätigung eingestellt. Ich habe mich gefreut, nach all den Stunden, die ich die letzten Tage sitzend, wartend oder dösend zugebracht habe, in der Kühle des Waldes meinen Beinen endlich wieder freien Lauf zu lassen, ohne Staub zu schlucken, ohne von Abgasen eingenebelt und von fragenden Menschen behelligt zu werden.

Auf dem Rückweg – ich bestehe darauf, die zwei Kilometer bis zu meiner Unterkunft zu Fuss zurückzulegen, komme ich an einem Haus mit

**Periyar Nationalpark** Mit etwas Glück kann man Elefanten beobachten. Einen Tiger zu Gesicht zu bekommen, ist jedoch eher eine Seltenheit.

einem Massageschild vorbei. Hier will ich mir eine heilsame Ayurveda-Massage gönnen. Der Raum, in dem ich mich auf eine dürftige Liege betten darf, ist winzig. Kein Ventilator brummt, leuchtend magentafarbene Bougainvilleas ranken sich ums Fenster, ein süßer Blütenduft weht herein. An der Wand hängt ein Bild mit majestätischen Bergen, gekrönt mit Schnee – die Schweiz. Wo immer ich auftauche und ver-

künde, dass mein ach so liebes Heimatland die Schweiz ist, bin ich sogleich Freundin. Die Lady massiert meine Glieder frei, die trüben Gedanken verfliegen, und das warme Öl spült auch noch den letzten Krümel meines Unmuts weg. Eine Stunde später schwebte ich federleicht die letzten hundert Meter zum Dorf zurück.

Nach einem kurzen Besuch in Cochi geht es weiter nach Mysore, wo ich eine Nacht im Bahnhof verbringe. Auf der Suche nach dem richtigem Gleis verirre ich mich am nächsten Morgen auf dem Bahnhofsgelände, doch eine alte, stolze Inderin packt mich kurzerhand am Arm und führt mich zielsicher zum richtigen Zug. Dort hilft Reena, eine junge Inderin, beim Übersetzen. Als ich erzähle, dass ich auf dem Weg zu Sai Baba sei, packt die Alte meinen Arm noch fester und strahlt mich an. Ihre Fürsorge weicht nun einem ruhigen Lächeln. Baba wird mich als allein reisende Frau beschützen. Ich besteige den Zug, quetsche mich in mein Abteil ans Fenster. Die beiden Frauen stehen auf dem Bahnsteig und winken mir zu, werden immer kleiner und verlieren sich schliesslich im gelblichen Smogdunst der Stadt.

Ich löse mich vom Fenster und setze mich an meinen Platz. Menschen mit Teekesseln kommen am Abteil vorbei, Frauen, die Essen verkaufen, Kinder, die Schuhe putzen wollen.

**Stadtverkehr** Die alten Velo-Rikschas werden immer mehr von Motor-Rikschas abgelöst.



Viele kommen auch, um zu betteln, starren nicht die indischen Mitreisenden und meine Sitznachbarn Eshan und Mahaveer an, sondern nur mich. Mein Verstand fühlt sich ausserstande, in jede fordernde Hand, die sich mir entgegenstreckt, eine kleine silberne Münze zu legen. Ein glänzendes Stückchen Nichts für jemanden wie mich. Mein Herz wird erschüttert, kurz bevor dieses eng wird und ich mich feige und hilflos von den Kinderaugen abwende. Dabei brauchen sie mein Mitleid nicht, und mein Mitgefühl schert sie wenig.

Bevor Eshan und Mahaveer aussteigen, erhalte ich eine Segnung von ihnen mit auf den Weg: «Nichts wird dir passieren, vertraue.» Die beiden werden recht behalten, denn die Fahrt endet gut. Kein Mann versucht mich anzumachen oder mich nachts «zufällig» anzutatschen, wie dies anderen allein reisenden Frauen passiert ist.

Bangalore-Bahnhof. Die riesige mit glänzend polierten Steinplatten ausgelegte Halle und der Bahnhofsvorplatz sind das Zuhause unzähliger Mittellosen. Ganze Familien wohnen auf kleinen, löchrigen Wolldecken. Daneben ihr klägliches Hausrat, der in ein paar Plastiktüten Platz findet. Noch immer macht es mir nichts aus, daran vorbeizugehen, noch immer lass ich dies alles nicht richtig an mich heran, viel zu weit ist es von meinem eigenen Leben entfernt.

Ich überquere drei verkehrsverstopfte Strassen zum Busbahnhof und besteige den Bus nach Puttaparthi, wo ich Sai Baba, dem Guru mit dem schwarzen Kraushaar, einen Besuch abstatten will.

**Warten auf den Guru** Ich erfuhr in der Schweiz zum ersten Mal von ihm und bin neugierig auf diese Person. Ist er, was seine Anhänger erzählen, ein neuzeitlicher Jesus, der zur selben Zeit an vielen verschiedenen Orten sein kann, der Dinge materialisiert und dessen Fotos heilige Asche produzieren? Ich bin unvoreingenommen, will weder etwas bestätigt bekommen noch etwas widerlegen. Im Bus befinden sich nur wenige Leute, ein Zeichen, dass Sai Baba zurzeit nicht in Puttaparthi residiert.

Nach der Ankunft gehe ich direkt zum Ashram, wo ich mich einquartieren möchte, da hier die Übernachtung und Verpflegung fast nichts kosten. Umgeben von einer mächtigen, rosa getünchten Mauer ist das Gebäude nicht zu übersehen. Ich will hinein, werde aber sogleich von einem Pförtner aufgehalten. «Sai Ram is not here, I don't know when he is coming.» «I know. Can I stay here?» «Where are you from?» «Switzerland.» «What are you doing in India?» «Travelling.» «Alone?» «Yes.» «You can't stay here when Sai Baba is not here.» «Why?» «You can not stay here. Come back when he is back.» «Why?» «No.» Die Diskussion erliegt einem schnellen Ende. Wann er denn zu kommen gedenke? «Only Baba knows, maybe tomorrow, maybe the day after tomorrow.» Ich habe ver-



**Südliches Indien** Abwechslungsreiche Landschaften und faszinierende alte Kulturen zwischen Goa und Kerala.

standen, niemand legt sich fest, alles passiert oder eben nicht. Also suche ich mir ein nettes Quartier und beschliesse, drei Tage zu warten.

Puttaparthi ohne Baba ist ein ruhiger, verlassen Ort. Es gibt eine Hauptgasse, wenige kleine Gässchen, die offenen Buden lassen sich an einer Hand abzählen. Mohammad nimmt mich beiseite, die üblichen Fragen folgen, dann schleppt er mich mit in seinen Laden, etwas versteckt in einer Seitengasse, schiebt das Rollgitter hoch und kramt ein vergilbtes Foto unter der Theke hervor. «A friend from Switzerland!» Und dann müssen auch wir ein obligates Foto machen, Mohammad, sein Onkel und ich. «We and our friend from Switzerland.» Dann folgen vertraute Abläufe. Er zeigt mir sämtliche Waren, und ich bekräftige meine Absicht, nichts zu kaufen bei jedem neuen Schmuckstück, das er routiniert und beiläufig vor mir ausbreitet. Doch dies



**Sai Baba** Sai Baba gehört weder einer Religion an, noch verkündet er eine solche. Seine Mission – in Anerkennung anderer Lehren und Traditionen – geht über die Religionen hinaus.

ist unsere Art, miteinander vertraut zu werden, er kann nicht anders, ich auch nicht. Mohammad hat Zeit, ist neugierig und hat keine Kundschaft. Ich habe auch Zeit, und er ist ein angenehmer Kerl. So sitze ich die kommenden drei Tage oft in dieser kleinen Bude, und wir vertreiben gemeinsam die Zeit. Ab und zu streckt jemand den Kopf herein, bleibt auf einen Tee und verschwindet wieder. Mohammad stammt aus Pakistan, und vor fünf Jahren ist sein Onkel hierher gekommen, weil er hörte, dass man hier mit Edelsteinen gute Geschäfte machen kann. Nach und nach kamen auch die Brüder und deren Söhne her, um zu arbeiten. Jedes Jahr kommen sie für sechs Monate, dann kehren sie zurück in ihr geliebtes Pakistan. Die Frauen sind alle zu Hause geblieben, dort, wo sich die Männer sechs Monate im Jahr hinsehen.

Was er von Sai Baba halte, frage ich ihn, und ob er auch schon am Darshan teilgenommen habe? Nein, er sehe ihn jeweils nur kurz, wenn er ankomme oder wieder abreise. Er glaube nicht, dass er ein echter Heiliger sei, aber zweifellos eine grosse Persönlichkeit, einer, der an das Wohl der Bevölkerung denke.

**Sai Baba gibt sich die Ehre** Am vierten Tag, als ich aufstehe, sind die Strassen geschmückt und voller Menschen. Es ist offensichtlich, Sai Baba gibt sich die Ehre. Auf einmal lebt das Dorf auf, alle Buden sind geöffnet, Bettler tauchen von überall her auf und mischen sich unter die Menge. Ich treffe auf eine aufgedrehte Frau. Mit Blumen im Haar und einem verklärten Ausdruck in den Augen schwebt sie selig dahin, ich starre ihr nach.

Amy, mit der ich frühstücke, erzählt mir, dass sie seit zwölf Jahren regelmässig von Sai Baba träumt, jetzt endlich sei die Zeit gekommen, endlich habe er sie gerufen, deshalb sei sie hier. Wie Baba mich gerufen habe, fragt sie mich. Ich bin ehrlich und sage ihr, dass mich die Neugierde treibt, dass ich weder berufen bin noch jemals von Sai Baba geträumt habe, dass ich nicht einmal sicher war, ihn hier zu treffen. Amy ist unbeschwert, herzt mich und meint, dass alles seine Richtigkeit habe.

Ich lasse mich von der ganzen Aufregung anstecken. Seltsam, nachdem ich die letzten Tage ziemlich entspannt war, bin ich heute wieder unheimlich angespannt. Es fühlt sich tatsächlich so an, als sei etwas eingetreten, auf das ich lange gewartet habe.

Die Hitze und die vielen Leute strengen mich an. Diesmal darf ich das Tor passieren. Ich will jetzt endlich ein Zimmer im Ashram beziehen. Hektisches Treiben herrscht, aber eine gewisse Ordnung muss sein. Frauen hier hin, Männer dort hin, in einer Kolonne aufstellen, Anweisungen, Formulare ausfüllen, am Schalter melden. Nach einem kurzen prüfenden Blick auf das Blatt stellt sich heraus, dass ich doch nicht bleiben darf, nicht ohne Guardian, eine Ver-



trauensperson, für alle unter fünfundzwanzig ist das so, Regeln des Ashram. Ich verfluche – leise genug – diese Regel, will es nicht einsehen und wende mich kurzerhand an Shanon, die hinter mir steht und mein Anliegen mitbekommen hat. Sie begreift schnell, und ohne ein Wort zu sagen, ist sie bereit, mich in ihre Obhut zu nehmen. Doch dem Master of the rules passt das nicht, ich könne nicht einfach jemanden zu meiner Aufsichtsperson bestimmen, jemanden der mich überhaupt nicht kennt. Alles Verhandeln, Argumentieren und gut Zureden hilft nichts, ich werde kurzerhand beiseite geschoben.

Nach all den Strapazen, die mich jetzt wieder einholen, kochen meine Emotionen über. Der ganze Druck entlädt sich auf einmal, die Spannung löst sich. Ich setze mich irgendwo hin und heule, fühle mich unglaublich elend, enttäuscht und verraten. Die Sonne brennt auf mich herunter und die Leute, alle ach so pseudoheilig, gehen hektisch und betriebsam an mir vorüber und verschwenden keine Sekunde an meine Verzweiflung. Welche Ironie, an diesem von angeblich so viel Liebe behüteten Ort! Trotzig stehe ich auf, schultere meine Habe und trotze über den gleissenden Platz davon, wieder zum Tor hinaus, auf die Strasse, die so staubig, banal und ärmlich ist wie jede andere im ganzen kläglichen Rest Indiens.

Eine neue Unterkunft ist schnell gefunden, ich vertraue mich wieder einem der Jungs an, die immer ein Zimmer frei wissen. Dieses, genauso ventilatorsummend, genauso kahl gekachelte, mit genauso vergilbten, braun geränderten Wänden

**Leben am Fluss** Am Thungabhadra in Hampi werden auf den Felsen Kleider und Tücher zum Trocknen ausgelegt.

und einer durchgelegenen Matratze wie in all den Zimmern davor. Da kommt der Junge mit einem Packen weisser Kleidung an. Die würde ich brauchen, wenn ich zum Darshan will, alle müssen Weiss tragen, meint er. Gut, ich zahle ihn aus, denn ich habe nichts Weisses dabei. Aber vor allem habe ich keine Ahnung, noch immer nicht, denn keine der anderen Frauen wird in Weiss gekleidet sein.

Mir ist unwohl in den Klamotten. Ich schaue skeptisch an mir herunter und blicke auf das Foto neben der Türe. Sai Baba in oranger Robe, sein schwarzes Kraushaar umgibt ihn wie eine Aura, schaut mich gütig an. Wir beide wissen, dass mein Unmut mein persönliches Problem ist und ich mein Umfeld nicht ändern kann, bloss

## Ich verfluche — leise genug — die Regeln des Ashram

ich mich selbst. Mit diesem Gedanken werde ich wieder ruhig, schliesse Frieden mit der Welt, lege mich auf das löchrige Laken und schliesse die Augen.

**Geschafft** Eine Stunde später bin ich noch immer freundlich und duldsam. Ich will mich in der Warteschlange vor der Darshan-Halle anstellen. Hier wird Sai Baba sprechen, und hier muss ich keine Angst haben, unbequeme Fragen zu beantworten oder abgewiesen zu werden. Dachte ich ... Eine kleine Inderin herrscht mich an.

«Wo ist dein Tuch?» «Was für ein Tuch?», frage ich zurück. «Dein Schultertuch!» Noch was, an das ich nicht gedacht habe. Kein Hauch nackter Weiblichkeit soll ablenken. Also spute ich mich nochmals hinaus, hinein in einen Shop – bei dem ich netterweise auf Kredit einkaufen darf, keine Rupie habe ich eingepackt – und wieder zurück. Dann warte ich, ins neue, weisse Kleid gehüllt, meinen neuen Schal über den Schultern, in einer langen Reihe von Frauen aller Nationen auf Einlass in die Halle.

Die Frauen drängen sich, in Einerkolonnen werden wir in verschiedene Reihen gewiesen. Scheinbar willkürlich. Doch bei Sai Baba ist nichts willkürlich, wage ich zu glauben, denn ich sitze weit vorne. Das Vertrauen anderer ist nicht so gross, kaum ergibt sich eine Lücke in einer der vorderen Reihen, stürzen sich die Ashram-Touristinnen wie Geier auf den Platz. Da wird verscheucht, gezischt, mit Armen gerudert und auf Knien vorwärtsgestürzt. Fragen sammeln sich in meinem Kopf, ich komme aber glücklicherweise schnell zum Schluss,

dass ich mein Hirn in dieser drückenden Hitze nicht mit negativen Gedanken belasten darf. Friedlich wende ich meine Aufmerksamkeit dem kühlenden Kachelboden zu, auf dem wir zusammengequetscht Knie an Knie sitzen. Die Knie schmerzen, denn sie sind es nicht gewohnt, stundenlang angewinkelt zu verharren. Der Körper ist erschöpft, doch mein Geist jetzt wach und klar. Ich lausche dem Gewirr von schnatternden, sich in allen Sprachen unterhaltenden und singenden Stimmen. Dann kommt der Moment, wo alle gleichzeitig verstummen und Sai Baba die

Halle betritt. Musik erklingt, gesungene Mantras, herzöffnende Schwingungen fluten die Halle, die intensive Stimmung reisst jeden mit. Zum zweiten Mal heute fällt eine Anspannung von mir ab. Ich gebe mich der Stimmung hin, schalte aus, verschmelze mit der Menge und wippe im Rhythmus mit den anderen, die Hände vor der Stirn gefaltet. Der kleine, dünne, unbekümmerte Mann schreitet heiter, barfuss und leichten Schrittes über die roten Teppichbahnen, bleibt hie und da stehen, um jemandem tief und fest in die Augen zu schauen. Seine Präsenz ist enorm. Der Ausdruck seiner Augen wechselt von Blick zu Blick, mal fest, fast hart und ermahmend, dann wieder sanft und tröstend. Aber auch schelmisch mit einem schalkhaften Aufblitzen, das sich in seinen Mundwinkeln fortsetzt.

Diese Gestalt bleibt mir ein Rätsel. Ich bin sehr berührt, kann aber nicht genau fassen weshalb. Ohne Frage hat er eine unbeschreibliche Ausstrahlung, aber auch die Energien, die all diese Menschen in der Halle, in Erwartung von etwas Übermenschlichem, ausstrahlen, sind sehr intensiv. Es folgt eine kurze Ansprache, weitere Mantras, Menschen dürfen vortreten, Sai Babas Füße berühren, ihm etwas zuflüstern oder fragen. Er segnet, gibt Antworten, winkt ab, stösst einen jungen Mann scheinbar herrisch zurück, als sich dieser ihm nähern will, schaukelt ein Baby, nimmt Briefe entgegen, freut sich mit einem kindlichen Ausdruck über den Gesang einer Gruppe Schuljungs.

Das Darshan dauert knapp eine Stunde, dann entschwindet Sai Baba durch den Hinterausgang. Die Masse bleibt für weitere Gesänge. Ich bin so gefangen von dieser Atmosphäre, dass ich noch bleibe, meine Knie spüre ich ohnehin längst nicht mehr. Ich singe mit einer Leichtigkeit und Hingabe mit, über die ich später staune.

**Geschenkte Tage in Hampi** Der eine Tag ist genug, ich werde unruhig, die Menschen hier machen mich konfus. Am nächsten Tag treibt es mich weiter, nach Hampi, der Stadt des Sieges. Vor vier- bis fünfhundert Jahren wurden all die tausend Tempel von einem herrschsüchtigen Mogulherrscher und dessen Gefolge geplündert und zerstört. Dennoch ist der Ort von einer mächtigen Ausstrahlung beseelt. Trotz der grossen Zerstörung liegt noch immer ein Hauch alter Zeiten über allem. Die verschwenderische



**Virupaksha-Tempel in Hampi** Der im 7. Jh. als kleiner Schrein begründete Tempel ist Shiva gewidmet (hier auch Virupaksha) und wurde im Laufe der Zeit zu einem kunstvollen und erhabenen Tempel ausgebaut.

Schönheit Mutter Indiens an diesem Flecken Erde ist kaum zu ertragen. Das Herz wird leicht und schwer zugleich. Von den Felsen sieht man ins Flusstal hinunter auf kleine Erdnussfelder, sattgrüne Bananenplantagen und den Tungabhadra, an dessen Ufer Althippies ihre Tage verbringen.

**Glücklich und von Leichtigkeit beseelt, schlafe ich ein.**

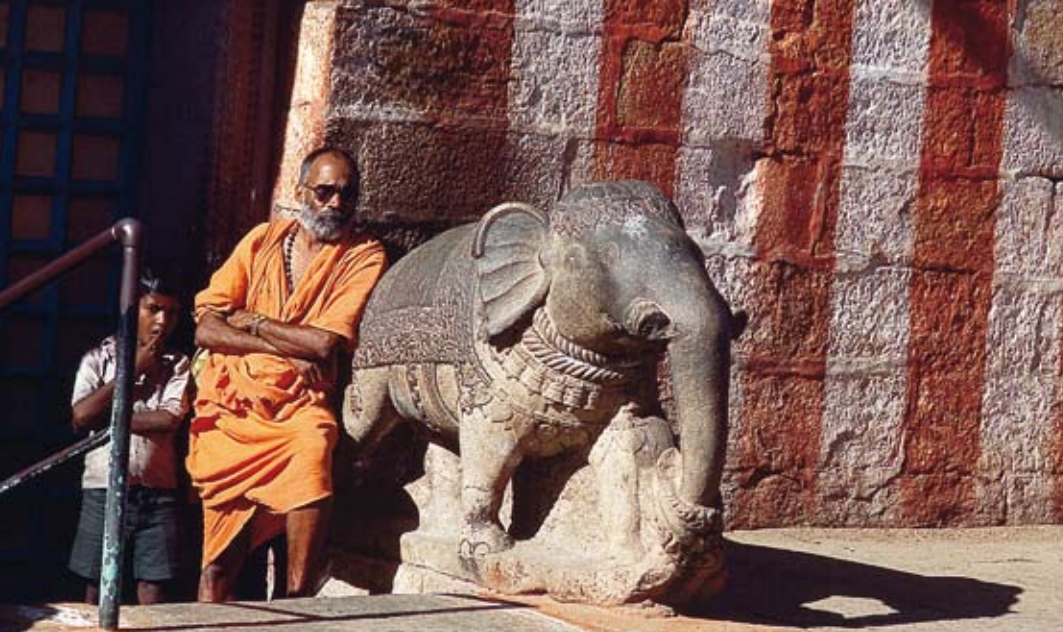
Ich treffe auf Krishna, oder besser, Krishna trifft auf mich. Der Vierundzwanzigjährige ist in Hampi aufgewachsen, ging zur Uni und hat gelernt, galant zu sein. Im richtigen Masse, nicht übertrieben, er hat das richtige Gespür, mich zu überzeugen. Hat er die Wahl, sucht er sich Frauen aus, die im besten Fall alleine reisen. Er will arbeiten und dabei geniessen, sich an der zarten Seite der Schöpfung wähen. Krishna bleibt fair, kennt die Regeln des Spiels und überstrapaziert nichts, weil er die nackte Verblendung des Westens nicht als Wahrheit sieht. Weil er Gott sei Dank Realist ist und viel über die Welt jenseits Indiens weiss. Wach genug für das Abenteuer

Welt, aber im Herzen ganz und gar hier mit diesem Fleck verwurzelt.

Sein Angebot ist simpel. Ich soll erst einmal zuhören. Sorgfältig breitet er eine Karte vor mir aus und beginnt zu erzählen. Imaginär wandern wir von Tempel zu Tempel. Jeder Gott hat seinen Platz, seine Frau oder Liebhaberin. Göttinnen ihrerseits besitzen wiederum eigene Tempel, um ihnen die Ehre zu erweisen, um sie mit Jasminblüten und Rosenduft zu betören. Dazu Söhne, Tiere und Symbole. Ein Stier für Krishna, eine Ratte für Ganesha. Shivas Dreizack oder das Shivalingam als göttliche Vereinigung von Männlich und Weiblich, die untrennbare Einheit und Erfüllung. Ich befinde mich bereits in einem Sagenland, die Entscheidung ist keine Frage mehr. Krishna ist schlau, nicht aufdringlich, kein Gauner. Er weiss vom ersten Moment an, was ich eine Stunde später auch wissen werde: Dass er gewonnen hat, es womöglich immer tut. Er hat alle Fähigkeiten des perfekten Begleiters, fünf Tage werde ich ihn in einen Teil seiner Welt begleiten, ihm lauschen,

mit ihm über goldene Steine und schwarze Felsen klettern, still einem Fest beiwohnen und die Gedanken in der Sonne liegend reifen lassen. Geschichten über jeden Tempel, jeden Gott, jede Göttin und jedes Tier der Umgebung auf eine wunderbar herzliche und verbundene Art erzählt bekommen. Die drei letzten Tage sind geschenkt, Krishna will mein Geld nicht mehr. Er will mir dafür das zeigen, wovon sein Geist beflügelt wird, will sprechen über Sinniges und Unsinniges oder schweigen, nichts müssen. Am letzten Abend auf dem Matanga Hill sitzen wir neben anderen Touristen, einen Becher Chai in der Hand, ein letztes Mal beisammen. Wir sind Freunde geworden, geniessen den perfekten Sonnenuntergang, verlieren den Blick und die Gedanken im golden schimmernden Horizont, bis Ruhe einkehrt, bis Indien für eine Nacht wieder sanft wird.

**Gedankenverloren am Meer** Ich muss zurück nach Hosped, um den Nachtbus nach Goa zu erwischen. Im Bus nehme ich meinen Sitz in Beschlag. Zerfledderter fleckigblauer Sitzbezug, die Lehne starr, unbeeindruckt von meinen Bemühungen, diese etwas reisekonformer einzustellen. Ich bin dankbar für das konstante, monotone Motorenbrummen und starre in die Nacht hinaus. Der beinahe leere Mond steigt über einer farblosen Landschaft empor, nur ab



**Tempelwächter** Elefanten sind ein Glückssymbol und gehören zu jedem Tempel in Südindien.

**Fischernetze** In Kochi werden die alten chinesischen Fischernetze zum Teil noch benützt.

und zu, wenn ein Transportlast, ein Auto oder ein Motorrad knatternd vorbeirauschen, werden die Büsche am Strassenrand in ein staubiges Grün getaucht, für Sekunden taucht ein lichtkegelförmiges Bild auf, zeigt Menschen und Tiere, einen Brunnen oder eine leere Strasse.

Stunden später steige ich an der erbärmlichsten Kreuzung dieses Erdballs aus. Auf der Hauptverbindungsachse nach Panjim wird sie von keinem je wahrgenommen. Ein ewig trauriger Ort, stets im Abgas der vorbeibretternden Busse. Kein Platz, an dem man stundenlang verweilen möchte, doch genau dies müssen Gina, eine nette Tirolerin, und ich, denn die erste Rikscha für den Weitertransport fährt erst in den frühen Morgenstunden. Wir setzen uns mitten in der Nacht an die Mauer eines grossen Gebäudes und warten.

Eine andere, eine dunkle Gestalt ist auch anwesend. Die Nachtwache, der Aufpasser, unser Beschützer. Mutterseelenalleine steht er da, mitten auf der Kreuzung, eingehüllt in dicke Militärklamotten, feste Stiefel, Handschuhe, das

Gewehr geschultert, tigert er umher wie eine Mumie, nur die Augen schauen dunkel aus der Öffnung seiner Skimütze, die ansonsten seinen ganzen Kopf umhüllt. Hätte man uns nicht vorher gewarnt, wir wären beide schreiend ins Gebüsch geflüchtet. Er interessiert sich jedoch nicht für uns. Ab und zu kommt ein Auto vorbei, hält an, ein kurzes Gespräch findet statt, die Autos entfernen sich wieder, die Mumie tigert weiter. Zu einer kleinen Auskunft lässt er sich herab, beiläufig, ohne seine Aufgabe zu vernachlässigen. Wir finden heraus, dass die erste Rikscha in der Regel um vier Uhr hier vorbeischaufelt, dann, wenn der Tourist lange genug gefroren hat und weich genug ist, um einen guten Preis zu bezahlen.

Der Fahrer kommt, Punkt vier. Wir steigen ein und rattern der Küste entgegen. Gina steigt vor mir aus, sie hat eine Adresse in der Tasche. Ich frage den Fahrer nach einer guten Unterkunft. Mein Wunsch ist klein. Nahe am Strand und etwas abseits soll es sein. Er versteht was ich will. Wir fahren weiter durch die Dunkelheit, biegen ab in ein Nebensträsschen, bis wir vor einer Hecke mit einem kleinen Tor halten. Keine Menschenseele ist zu sehen, nur die Palmen wiegen sachte und wie Schatten lautlos in

der Nacht. Das Tor öffnet sich, und eine beliebte Frau heisst mich willkommen, nimmt mir das Gepäck ab und drückt mir eine Tasse heissen Chai in die Hand. Zusammen gehen wir einen schmalen Pfad entlang zu einer einfachen Hütte. Vier Wände und ein Dach aus Palmlättern, darin ein grosses Bett und eine Wasserschüssel. That's it. Es ist perfekt! Ich bedanke mich herzlich, alles Weitere erledigen wir später.

Sogleich haue ich mich aufs Ohr, und erstmals nehme ich die lang ersehnte Stille bewusst wahr. Vorher war die Stille bloss Hintergrund zu meinen Gedanken. Und plötzlich höre ich das Meer, ganz nah, die Wellen, wie sie rauschend auf den Sand rollen und darin versinken. Glücklicherweise und von Leichtigkeit beseelt, schlafe ich ein. In diesem Moment gibt es keinen perfekteren Platz auf der Welt.

Während der letzten Tage vor meiner Heimreise, dem Abschied, will ich nichts mehr tun ausser der Gischt lauschen, mich im warmen Wasser treiben lassen und mit der salzigen Haut auf den weichen Sand legen. Mich morgens von der Hitze wecken lassen und abends, wenn das Meer die brennende Sonne verschluckt und der Horizont in allen möglichen Rottönen leuchtet, zufrieden seufzen. Später den Mond anstauen, die Sterne und die Gedanken im samtigen Nachtblau verlieren.

Erst Tage später, zurück in der Schweiz, komme ich auch hier an, erst dann beginne ich, das Erlebte zu begreifen, kann anfangen, die Veränderungen in meinen Adern in Worte zu fassen. Erst die Distanz bringt mir die Nähe und Intensität der vergangenen Wochen klarer ins Bewusstsein. Fühlte ich mich früher im stadtgrauen Winter genauso grau wie all die Menschen, die sich anonym auf der Strasse kreuzen, so bin ich in diesem Winter nach meiner Rückkehr erfüllt von Wärme und mit strahlendem Herzen. Das leuchtende Wesen, das durch Zürichs graue Strassen wandert, bin ich...

kelscha@gmx.ch



Alleinreisende Frauen sind keine Seltenheit mehr. Dennoch sieht sich eine alleinreisende Frau häufig mit Problemen konfrontiert, die zu zweit oder in der Gruppe nicht auftreten: Die Angst vor Einsamkeit, aufdringlichen «Verehrern»

oder gar Kriminalität schreckt viele Frauen ab, diesen Schritt zu wagen. Dieses Buch gibt hilfreiche Tipps und vermittelt alle notwendigen Informationen von den Vorüberlegungen bis zu speziellen Situationen unterwegs.

**Als Frau allein unterwegs - Praxis-Handbuch**

vom Verlag Reise Know-How  
2. Auflage 2006, 128 Seiten, Fr. 16.90,  
ISBN 978-3-8317-1087-4